

„Becco!“ rief die junge erst seit wenigen Tagen ihm angetraute Frau erschrocken, als er sie plötzlich erblickend vor ihr zusammenbrach.

Unter den bei der Galerie Angestellten verbreitete sich das Gerücht, die verstorbene Signora Marcella spüle, sie sei Master Becco erschienen und er vom Schreck darüber krank geworden.

2. Gegenzüge.

Der Skandalprozeß gegen die Königin, welcher so viele Zerwürfnisse unter den englischen Parteien hervorgerufen und namentlich den König und seine Minister, wie alle diejenigen, welche zu ihnen hielten, beim Volke gründlich verhaßt gemacht hatte, so daß der Dreikönigstuchen in Carltonhouse wohl auf königlicher Tafel paradierte, aber um die Tafel durchaus keine Spur von Heiterkeit zu erblicken war, blieb nicht ohne ernstesten Nachhall. Jedermann ahnte, daß noch Schlimmes nachfolgen werde, denn man traute dem König und seinem Anhang nicht viel Gutes zu.

Ehe noch der Januar des Jahres 1821 zu Ende ging, ward der Königin Name schon wieder in dem neu zusammengetretenen Parlament, das der König am 23. dieses Monats persönlich eröffnete, in Erwähnung gebracht. In seiner persönlich vorgelesenen Thronrede hatte er das Einkommen der hohen Frau dem Parlamente zur Ueberlegung empfohlen, und es war auf 50 000 Pfund festgesetzt worden, was für eine Königin der drei vereinigten Königreiche die Großmut nicht übertreiben hieß. Es würde für eine so hochstehende Frau wie Königin Caroline eine Selbstbeleidigung gewesen sein, hätte sie sich gegen dieses ihr ausgeworfene Einkommen klagend erheben wollen, sie schwieg darüber, aber sie wandelte einen andern Weg, der, wenn er glückte, dem Parlament den Zwang auferlegte, sich selbst zu dem Bekenntnis herbeizulassen, daß es zu einer Schädigung der Ehre seiner Krone die Hand geboten. Hatte es in früheren Jahren sich dazu verstanden, die ungeheuren Schuldensummen zu bezahlen, welche der Prinz von Wales, der nunmehrige König, zusammen gehäuft hatte, die seine Verschwendungslust, seine Ausschweifungsgier und Mätressenwirtschaft erforderten, warum fand es sich jetzt bewogen, seine Gemahlin, gegen die im verächtlichsten Prozeß nicht nur vor England, sondern vor allen civilisirten Ländern der Erde kein Beweis von Schuld hatte aufrecht erhalten werden können mit einer jährlichen Summe abzufinden, die eine Königin . . . und das war sie von Rechts wegen . . . in den Augen der Zeitgenossen degradirte?

In ganz London sprach sich das Gerücht herum und eilte wie vom Sturmwind getriebenes Flugfeuer über das dreitheilige Königreich: der König werde sich krönen lassen. Es hing innigst mit seinem Stolze, mit seiner Prachtliebe zusammen, eine so feierliche und von einem König nur einmal in seinem Leben erlebte, allen Glanz überstrahlende Handlung ins Leben zu rufen und sich als deren Mittelpunkt angestaunt zu sehen.

Die Königin hatte keine Kenntnis davon, weder von ihrem Gemahl, noch von seinen Ministern erhalten, und dies war eine bittere Demütigung für sie; aber ihre Freunde unterrichteten sie von dem in Aussicht stehenden Krönungsfeste. Der Charakter der hohen Frau war jederzeit geeignet, ihr Recht zu verteidigen, und so unterließ sie auch jetzt nicht, dies zu tun. Sie erklärte den Ministern, daß sie der Krönung des Königs beiwohnen und dem Erzbischof von Canterbury, demselben hochwürdigsten Prälat der englischen Kirche, welcher auf Befehl des Königs in wahrhaft geistlicher Unterwürfigkeit den Namen seiner Gemahlin aus der Liturgie gestrichen hatte, daß auch sie einige Tage nach ihres Gemahls Krönung gekrönt sein wolle.

Das war ein zündender Funke in's Pulverfaß. Jedermann kannte die Entschlossenheit der Königin und war überzeugt, daß ein Skandal unausbleiblich sein würde.

Wer jedoch die hohe Frau bei ihrer Freundin, der Herzogin Hamilton, zu dieser Zeit gesehen haben würde, hätte jedenfalls im Aeußeren und in dem wortkargen Wesen derselben durchaus nicht das feste Vertrauen auf die Energie der so arg ange-

feindeten Königin als eine unfehlbare Gewißheit betrachtet, sie war tief niedergedrückt. Die Herzogin gab sich zwar alle Mühe, den gesunkenen Mut ihrer Freundin möglichst aufzurichten, indes es glückte ihr sehr selten, sie zu einer besseren Stimmung zu bringen.

„Meine gute Anna,“ antwortete die Königin eines Vormittags auf eine solche Zusprache der Herzogin . . . „Du meinst es gut, ich weiß es. Du möchtest mich gern heiter und lustig sehen; aber frage dich selbst, ist mein Schicksal darnach, daß ich es nur annähernd sein könnte? Nein, nein, es ist nicht der Art, um nur einem frohen Gedanken in mir Raum zu geben.“ Nach einer Pause sprach sie weiter:

„Gestern habe ich mich in einem Bilde gesehen, das so genau auf mich paßt, als hätte ich dem Kupferstecher dazu Auftrag gegeben. In einem der mir zugeschickten Werke fand ich die Darstellung eines todwunden Hirsches, der am Stamme einer Tanne gebrochen in die Kniee zu sinken beginnt. Mit seiner Kraft ist's für immer aus . . . er stirbt elend dahin . . . wenige Minuten noch und er ist tot.“ Eine Stille folgte, welche die Herzogin, erschüttert von dieser gleichsam als Prophezeiung erscheinenden Schilderung, nicht zu unterbrechen wagte; war sie doch überzeugt, daß die Energie ihrer königlichen Freundin stark im Abnehmen und ihr stolzes Gemüt in der That todwund geworden zu sein schien.

Die Königin erhob sich, sie wollte nicht mehr von ihrem tiefen Leide sprechen. Draußen im Vorzimmer wurden die hellen Stimmen der Richter der Herzogin laut. „Erlaube, daß sie eintreten dürfen, Anna. Sie machen stets in ihrer heiteren Kindlichkeit einen guten Eindruck auf mich, so daß ich mir oft wie der schwermütige, geistesverdüsterte König Saul vorgekommen bin, den nur David's Sang und Saitenspiel der finstern Nacht entreißen konnte.“

„Mit welchen traurigen Bildern du dich quälst!“ rief Lady Hamilton und rührte die auf dem Tisch stehende silberne Glocke, auf welches unüberhörbare Zeichen die beiden kleinen Damen in's Zimmer gesprungen kamen. Die Gegenwart der Königin hemmte in etwas den Ausbruch der großen Freude, mit welchem sie der Königin und der Herzogin verkündeten, daß Frau Lucie Becco, welche so lange Zeit nicht bei ihnen zu Besuch sich eingefunden, eben jetzt gekommen und ihnen ein paar wunderhübsche Wachsbilder unter Glas und Rahmen mitgebracht habe.

Der Eifer, mit dem sie gleichzeitig dieses ihnen höchst angenehme Ereignis kundgaben, entlockte der Königin ein leichtes Lächeln. „Mistress Lucie ist also hier?“ fragte sie. „Ich habe sie lange nicht gesehen. Wie mag sie sich als verheiratete Frau befinden?“

Sofort erhob sich die Herzogin und rief in's Vorzimmer hinaus: „Mistress Becco! treten Sie ein . . . der Königin Majestät verlangt Sie zu sehen.“

Mistress Lucie folgte dieser Einladung und begrüßte, in's Zimmer tretend, beide hohe Frauen mit tiefen Verbeugungen. Die Königin reichte ihr die Hand zum Kuß und bemerkte ironisch: „Sie haben die Kunst, sich unsichtbar zu machen, gut studirt, Mistress.“

„Verzeihung, allergnädigste Frau. Der Schein der Undankbarkeit ist allerdings gegen mich; aber ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht einer so groben und zugleich unverantwortlichen Unterlassungssünde fähig halten, wie das Vergessen der Dankbarkeit es überhaupt ist. Ich habe eine schlimme Zeit überstanden. Wenige Tage nach unserer Trauung erkrankte mein Mann an einem, wie die Doktoren es nennen, „Hirnstieber“, welches ihnen jedoch so räthselhaft erschien, daß sie dasselbe als eine noch nie beobachtete Krankheit bezeichneten, in deren Aeußerungen sich Irrsinn mit vollkommen klarem Bewußtsein so seltsam untereinander mischten, daß man das eine nicht vom anderen zu unterscheiden vermochte. O es waren schauerliche Tage für mich.“

„Sie Aermste!“ sprach die Königin bemitleidend.

Die Herzogin hatte ihren jungen Richter einen Wink gegeben, sich zu entfernen, denn für dergleichen ernste Angelegenheiten hatten sie ja noch kein Verständnis; aber sie hätten bleiben

können, denn die Königin, von welcher die Lady vermutete, daß sie, ihrer Gewohnheit nach, einer größeren Neugierde sich hingeben werde, ließ den Gegenstand beinahe ganz fallen, nachdem die Mistress noch die Frage, ob die Krankheit Master Zecco's nun beseitigt sei, mit einem: „Ich hoffe, Majestät“ beantwortet hatte; dafür aber ließ die hohe Frau den Wunsch austauschen, über das Geschäftliche der Galerie etwas genaueres zu erfahren.

„Sie sind also zufrieden mit dem Gange der Geschäfte?“ fragte die Königin.

„Vollkommen, allergnädigste Frau. Unsere Einnahmen sind zuweilen sogar glänzende, der hohe Adel . . . die reichen Lords und Ladys, sowie die vornehmen Fremden und die fashionable Gesellschaft der Großgrundbesitzer mit ihren Familien aus der Londoner Umgegend finden sich in unseren Sälen ein, und dies Beispiel wirkt sichtbar auf die gut situierte Bürgerklasse . . . sie will nicht zurückbleiben. Mir ist dieser zahlreiche Besuch eine besondere Belohnung für die noble Dekorirung, welche ich unserer Galerie während meines Mannes Krankheit geben ließ, das Publikum findet sich dadurch geschmeichelt und unsere Kassengeschäfte sind gute.“

„Nun, Mistress, ich wünsche Ihnen den glücklichsten Fortgang Ihrer Geschäfte. Wie lange dauert Ihr Pachtvertrag?“

„Drei Jahre.“

„Warum nicht länger?“

„Die verstorbene Signora Marcella, die Frau Tardini's, des Onkels meines Mannes, war dessen Feindin, und Tardini würde sich nicht zur Verpachtung seiner Galerie bewegen gefunden haben, wenn er Zecco, seinen Geschäftsführer, nur hätte entbehren können, aber dies ging nicht. Um ihn festzuhalten, mußte er ihm den Pacht zugesprochen. Es ging dem alten geizigen Herrn hart an die Seele und jedenfalls hat ihn seine Frau vor ihrem Tode noch zu dem Versprechen beredet, Zecco, seinem Neffen, bei jeder Gelegenheit feindselig entgegenzutreten. Nun, die zugestandene kurze Pachtfrist bezeugt, wie er Marcella's Haß gegen meinen Mann fortgesetzt hat, weil dessen Vater in Deutschland Protestant geworden und den Sohn protestantisch erzogen hat.“

„Ueberall Feindschaft, Neid, Bosheit, Haß . . . Ach, Anna, ist das Leben lebenswert?“ rief die Königin. Dann reichte sie Mistress Lucie die Hand zum Abschiedskuß.

„Ich sehe Sie noch bei meinen kleinen Ladys,“ sagte die Herzogin, als Lucie das Zimmer verließ.

Gegen die Mittagszeit war die tardini'sche Galerie weniger von Schaulustigen besucht, als in den Stunden des Nachmittags bis zum Schluß der zehnten Abendstunde. Die bürgerliche Geschäftswelt widmete diese Zeit in der Regel ihren Arbeiten, man war in den Bureaus tätig und würde es sich als unverzeihliches Verbrechen gegen den uralten englischen Spruch: Zeit ist Geld angerechnet haben, diese Stunden dem Vergnügen zu opfern. Was die vornehme Gesellschaft anlangte, so band sie sich, wenn auch nicht unbedingt an die Zeit nach dem Mittag, aber doch meist an diese, wo sie wußte, daß ihre hohen Standesgenossen meistens anzutreffen waren. Mistress Lucie hielt in einer vier-räderigen Droschke vor dem großen Eingange der Galerie. Dies ursprünglich russische Fuhrwerk machte damals noch viel Aufsehen in London und man gaffte es mit Neugierde an, zumal es unter die Spekulationen der Mistress gehörte, indem die fashionable junge Welt es sich zum Vergnügen machte, mit demselben, wenn sie die Galerie besucht hatte, eine Tour nach irgend einem Rendezvous zu fahren, natürlich für einen keineswegs geringen Fahrpreis, der jedoch gern bezahlt wurde . . . Hydepark war in der Regel das Ziel dieser Ausflüge.

Mistress Lucie, vom Portier herausgehoben, eilte auf ihre Freundin, Mistress Stanhope, die im Eingang ihrer harzte, zu und fragte in deutscher Sprache, welche die umher Stehenden, wie sie recht wohl wußte, nicht verstanden: „Wie ist's mit ihm?“

„Dasselbe wie bisher. Zuweilen überfällt ihn Schwermut, dann wird er wieder heiter und letzteres allemal dann, wenn er viele Personen vor dem Tableau: „Die Anbetung der heiligen

Dreikönige“ stehen sieht . . . ich habe das ganz deutlich bemerkt und mich nicht getäuscht.“

Nach einer Weile sagte Mistress Lucie: „Ich finde das erklärlich, meine gute Stanhope. Er selbst hat dies allen so sehr gefallende Tableau gearbeitet, vielmehr nicht nur gearbeitet, sondern auch vorher als Bild mit Wasserfarben gemalt entworfen . . . es ist sonach sein geistiges Eigentum, das ihm Freude macht.“

„O, das glaube ich wohl,“ lautete die Antwort der alten Dame. „Warum sollte er sich nicht freuen, wenn er sieht, daß manche mit fromm gefalteten Händen vor dem lieblichen, auf seiner heiligen Mutter Schoße sitzenden Christuskindchen stehen und beten?“

„Gewiß, meine liebe Freundin, das erfreut ihn. Ich habe nur den einen Wunsch, zu ergründen, was ihm so plötzlich zugestoßen sein muß, daß sein Denken verfinstert werden konnte. Auch keinen Anhalt für dieses Unglück zu finden, ist entsetzlich.“ Sie schwieg eine Weile, dann streifte sie die beiden Häften der Sammetportiere, die den Eingang in den ersten Saal verhüllten, zurück und ließ ihre Augen forschend in den weiten Raum nach Zecco schweifen . . . vergebens, er war nicht zu entdecken.

„Er wird oben sein,“ meinte Mistress Stanhope.

„Gehen wir also hinauf.“

Sie traten in das Kassenzimmer zurück und längs der Wand hingehend, verschwanden sie hinter der zur linken Hand gelegenen Kassenloge in einer Türe, welche in den Saal führte. Ungelesen konnten sie einen schmalen Gang zwischen der Saalwand und den Hintertwänden der daselbst aufgestellten Tableaux hinschreiten, auf den Boden liegende Läufer machten ihre Tritte unhörbar. Am Ende dieses schmalen und nur wenig hellen Ganges stießen sie auf eine gewundene in die erste Etage hinaufführende Holztreppe. Mistress Lucie hatte ihre Wohnung erreicht, in welcher auch ihre Freundin Stanhope seit wenigen Wochen mit wohnte. Master Zecco ging mit großen Schritten in dem von ihm bewohnten Zimmer auf und nieder, die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt. Die gesunde Röte seines Gesichtes war der sahlen Färbung gewichen, wie man sie an mit Kummer belasteten oder von geheimen körperlichen Leiden niedergedrückten Personen erblickt. Seine Frau, die er nicht zur Türe hereinkommen gehört hatte, trat plötzlich vor ihn hin, daß er erschrocken zurückprallte.

„Aber Zecco, erkennst du mich nicht?“ fragte sie. „Ich bin ja dein guter Geist, wie du mich immer nennst, deine Lucie.“

„Ach ja, ach ja, Lucie . . . ich weiß wohl,“ antwortete er, die Hand nach ihr streckend. „Du siehst so heiter aus. Hast du Freude über etwas gehabt? Und worüber Lucie?“

„Unten im Saale I. sah ich eine Menge Publikum vor deinem schönen Tableau: Die Anbetung der Dreikönige stehen und es bewundern. Das machte mir Freude und deshalb kam ich jetzt herein zu dir, um dir es mitzuteilen . . . ich weiß, daß dich das sehr glücklich macht.“

„Warum sollte es nicht?“ entgegnete er . . . „Es ist ja mein Werk und ein gelungenes.“

„Das ist es, ja gewiß. Du hast recht, Zecco. Signora Marcella würde aber doch keine Freude daran gefunden haben, sie haßte dich zu bitter, um dir gerecht zu sein. Sie war wirklich ein böses Weib.“

Nach kurzem Schweigen sagte Zecco mit dumpfer, gedrückter Stimme: „Sie ist heute noch mein Gespenst . . . sprich nicht von ihr, Lucie, du peinigst mich . . . die Erinnerung an sie ist ein Fluch, der mich für immer elend macht, ich mag ihren Namen nicht nennen hören.“

Er warf sich in einen Sorgenstuhl und verdeckte sein Gesicht mit der Hand. Eine lange Stille folgte.

Lucie stand starb vor ihm, seine Rede hatte sie im Innersten der Seele erschreckt, es war ihr gewesen, als müßte sie zu Boden sinken. Derselbe Gedanke, der sich während der Krankheit des Mannes ihr so oft gewaltsam aufgedrängt und den sie mit Abscheu und Schreck abgewiesen hatte, nahm jetzt plötzlich mit Uebermacht Besitz von ihr. Sie trat an ihn heran und

legte die Hand auf seinen Kopf . . . er ließ die seinige vom Gesicht herabgleiten und sein Blick hastete starr an ihr. „Was soll's, Lucie?“ fragte er.

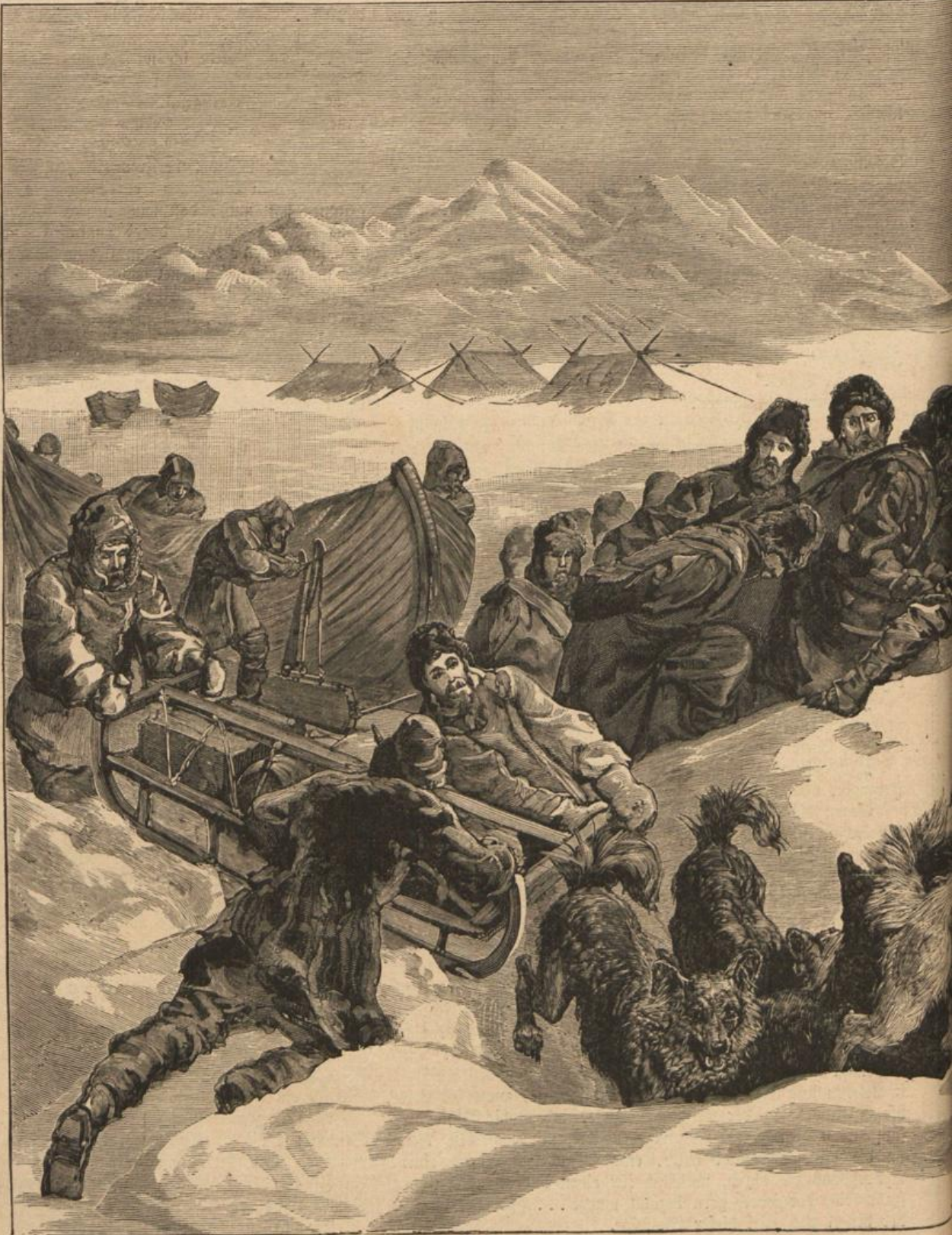
„Becco!“ sagte sie leise . . . du verbirgst mir ein Geheimnis.“
 „Ich? Nein, nein . . . du irrst dich. Was könnte das für Geheimnis sein?“ fuhr er auf.

„Starb Marcella eines natürlichen Todes?“

Der Mann stieß einen Schrei aus. „Siehst du mich für ihren Mörder an . . . willst mich dem Gericht übergeben? Wer hat dir gesagt, daß ich“ . . . seine Frage geriet ins Stocken, die Sprache versagte ihm den Dienst.

„Becco,“ redete die Wirtin: „Nicht diese Aufregung, sie nützt dir und mir nichts . . . ein solches Geheimnis ist wie die Luft, die auch überall hin dringt, zu jedes Menschen Ohr . . . daß wir dafür sorgen, dein Geheimnis abzusperrn, steht jedoch zum Glück in unsrer Macht, es muß nur das unversehrt bleiben. Du verratest es mir in deiner Krankheit, in den Fieberanfällen sprachst du davon. Ich allein pflegte dich, damit kein fremdes Ohr höre, womit sich dein Geist in diesem Zustande beschäftige und auf diese Weise hielt ich jeden Verrat fern von dir, niemand ahnte, warum ich eine so sorgsame Wächterin an deinem Krankenbette war. Man pries meine große Liebe zu dir, das sprach sich herum, und man fand es für angezeigt, um uns einen

Beweis der größten Teilnahme zu geben, unsre Galerie fleißig zu besuchen . . . der hohe Adel gab das anregendste Beispiel dazu, die wohlhabenden Bürger, selbst die armen Klassen der Bevölkerung ahnten ihm nach und unsre Einnahmen wurden so



Die Jeannette-Expedition

glänzend, daß ich dir heute sagen kann: „unser erster Jahrespacht ist übergeliefert. Dazu natürlich trug dein schönes Tableau wesentlich bei.“

Nach einer Pause redete die Mistreß weiter:

„Auch nicht die geringste Gefahr des Verrates kann uns drohen, wenn du ihn nicht selbst herbeiführst. Daß man Signora Marcella nach ihrem Tode nicht secirte, um auf die Spur ihrer

Ueber Zecco's Gesicht liefen Zuckungen, als leide er an Nimm- badenkrämpfen. Die Mistreß blieb eine Weile schweigend vor ihm stehen, dann sagte sie: „Was ich jetzt mit dir gesprochen, bleibt unser Geheimnis. Es ist Torheit, wenn du dich einer

Neue über das Geschehene hingeben wolltest, die zu nichts nützt. . . . Tote werden nicht mehr lebendig, Gewissenbisse bringen keine Früchte. Die Signora war unsere Feindin, das entschuldigt alles in dieser Welt des gegenseitigen Vernichtungskrieges.“

„Es ist wahr, du hast recht, Lucie,“ stimmte Zecco bei.

„Du siehst es ein und mehr braucht es nicht. Ermanne dich! Unsere Zukunft läßt sich brillant an. Haben die Einnahmen der wenigen Monate die Pachtsumme eines Jahres übervoll eingetragen, werden wir in unserer dreijährigen Pachtzeit einige tausend Pfund erworben haben und was dann? wird sich finden.“

Nach dieser ermunternden Zusprache verließ ihn Mistreß Lucie. Sie kannte ihres Mannes Eigenschaften und Neigungen zu gut, um nur im mindesten zu zweifeln, daß sie vollkommen die Herrschaft über ihn erringen habe.

Ogleich er zu leidenschaftlichen Aufregungen und hef-



Dem Eise. (Seite 535.)

Krankheit zu kommen, ist als das größte Glück in dieser Gelegenheit zu betrachten, man würde den Arsenik gefunden haben.“

tigen Zornwallungen sehr geneigt war, besaß er doch eine Schwäche, welche ihn in Augenblicken, wo Entschlossenheit und Tatkraft nötig waren, dazu unfähig machte. Um den Mangel

an wahrem Mut zu erzeigen, versuchte er dann durch Hinterlist sein Ziel zu erreichen; Signora Marcella war deren Opfer geworden. Jetzt, wo er sich allein befand, überfielen ihn nicht nur die Qualen der Gewissensbisse, sondern, und das besonders, das ihn niederbeugende Bewußtsein der nunmehrigen Abhängigkeit von seiner Frau. Tödtliche Unruhe machte ihn fiebern. War es ihm möglich, sich von Lucie freizumachen? Alles Nachdenken darüber erwies sich vergebens, indem sie sein Geheimnis kannte, war sie seine Herrin, sie besaß die Macht ihn zu demütigen, er war in ihrer Hand. Freilich kam ihm in dieser Angst die Erinnerung in sein Gedächtnis, daß sie glaubte, Marcella sei an Arsenik gestorben. Diese Unkenntnis, welcher Art von Gifte sie erlegen sei, konnte und mußte jeden Verrat von Seite Luciens als eine Erfindung bezeichnen, wenn die Leiche der ärztlichen Untersuchung versiel, was nicht ausbleiben konnte, da sicher das Gericht darauf bestehen würde. Obwohl dieser Gedanke ihn durchschauerte, hielt er ihn doch mit derselben krampfhaften An-

strengung fest, wie der Schiffbrüchige die Planke, die ihn über der Tiefe hält. Daß er über seine Frau das Recht verloren, konnte er sich nicht leugnen, und wie lange sie diese seltsame Stellung zu ihm werde behaupten wollen, war für ihn eine drohende Schicksalsfrage. Sein Wille kam bei derselben nicht in Berücksichtigung, nur der ihre . . . sobald sie eine Trennung von ihm für erwünscht erachtete, konnte sie sie herbeiführen, ihm blieb nichts übrig, als sich in das slavische Verhältnis zu fügen, das er über sich verhängt wußte. Der Umgang mit einem Giftmischer konnte ihr selbst unmöglich angenehm sein, sie hatte ihn ja stets zu fürchten. War es undenkbar, daß er das Brechen an Marcella an ihr zu wiederholen für nötig fand? Nein. Welche Sicherheit dagegen stand ihr zur Seite? Er konnte sich keine denken. Und doch mußte sie sich auf eine solche verlassen können, daran zweifelte er nicht und sollte sie bald kennen lernen.

(Fortsetzung folgt.)

Die pariser Salons und die Encyclopädisten.

Von C. Fehleisen.

(2. Fortsetzung.)

Montesquieu ward am 18. Jan. 1689 auf seinem väterlichen Schloß Brède bei Bordeaux geboren. Im Jahre 1716 wurde er Präsident des Parlamentes zu Bordeaux und im Jahre 1721 veröffentlichte er seine „persischen Briefe“. Zwei Perser berichten in ihre Heimat über die Eindrücke, welche sie in Paris empfangen; diese Briefe sind eine glänzende Satire auf die herrschenden Meinungen, Sitten und Zustände; in der Verneinung des Bestehenden spiegelt sich mit fester Klarheit die eigene religiöse und politische Ueberzeugung. Noch nie war der religiöse und politische Freisinn fecker und durchgebildeter aufgetreten; nicht bloß das Papsttum, das Cölibat, die Klöster, die Sektenstreitigkeiten u. s. w., sondern auch die christlichen Glaubenssätze selbst, namentlich die Lehre von Christus und vom Sündenfall wurden bitter und witzig verspottet. In politischer Beziehung werden die Gewaltherrschaft und Verschwendung Ludwig's XIV., der Uebermut des Adels und die Finanzschwindeleien Law's, die drückende Last veralteter Privilegien u. s. w. in den mannigfaltigsten und durchschlagendsten Wendungen gegeißelt und verächtlich gemacht; und es ist überraschend zu sehen, von welchem entschlossenen, demokratischen Fortschrittsgeist die Hinweisung auf eine bessere Staatsform durchhaucht ist. Die republikanische Verfassung wird als die Regierung der Tugend und Einsicht, die Einsetzung des Königtums dagegen als Entartung geschildert und nicht nur das unumschränkte, sondern auch das beschränkte Königtum als schmachvoll und verderblich bezeichnet.

In einem der Briefe heißt es z. B.: „Der König von Frankreich ist ein mächtiger Zauberer; er übt seine Herrschaft selbst über den Geist seiner Untertanen aus; er zwingt sie, zu denken, wie er will. Hat er nur eine Million Taler in seinem Schatz und er bedarf deren zwei, so braucht er die Leute nur zu bereden, daß ein Taler zwei gilt, und sie glauben es. Hat er einen Krieg zu führen und es gebricht ihm an Geld, so braucht er ihnen nur in den Kopf zu setzen, daß ein Stück Papier Geld sei, und gleich sind sie davon überzeugt. Was ich von diesem Fürsten erzähle, darf dich nicht sehr verwundern; denn es gibt noch einen anderen Zauberer, der weit mächtiger ist als er und nicht minder feinen, als den Geist aller übrigen beherrscht. Dieser Zauberer nennt sich Papst. Bald zwingt er sie, zu glauben, daß Drei nicht mehr sei, als Eins; bald wieder, daß das Brod, welches man isst, nicht Brod, und der Wein, welchen man trinkt, nicht Wein sei, und hundert andere Dinge solcher Art.“ Und in einem andern: „Es kommt mir vor, als vermöchten wir niemals über etwas zu urteilen, ohne insgeheim auf uns selbst Bezug zu nehmen. Ich wundere mich garnicht, daß die Regier den Teufel blendend weiß und ihre Götter koh-

schwarz malen, und daß alle Gözendiener ihren Gottheiten eine menschliche Gestalt geben und ihnen all' ihre Neigungen zuschreiben. Wahrlich, wenn Triangel (Dreiecke) sich einen Gott bildeten, so würden sie ihm drei Ecken geben. Wenn ich sehe, wie Menschen, welche auf einem Atom — auf der Erde, die doch nur ein Punkt des Weltalls ist — herumkriechen, sich geradezu als Modelle der Vorsehung aufstellen, so weiß ich nicht, wie ich solche Ueberhebung mit so viel Kleinlichkeit zusammenreimen soll.“

Wie Voltaire, hielt sich auch Montesquieu längere Zeit in England auf und brachte von dort die Erkenntnis und Bewunderung des englischen Staatslebens mit herüber; sowie das glühende Streben, diese Erkenntnis auch für das Festland fruchtbar zu machen.

Sein Hauptwerk „Geist der Gesetze“ erschien im Jahre 1748. Durch dieses Buch wurde er der Begründer der konstitutionellen Staatslehre. Wenn er auch zum Verfasser einer Reihe von Ideen des verschiedensten Fortschritts und der Humanität geworden ist, so kam er eben doch nicht über die englische Verfassung hinaus, so daß für uns das Meiste von dem Inhalt dieses Buches als veraltet angesehen werden kann. Sein Staatsideal war, weil einem einzelnen fremden und durchaus von den Franzosen verschiedenen Volke entnommen, so wenig geeignet, den Drang der Franzosen nach freieren Staatsformen zu befriedigen, daß es sich keiner nachhaltigen Wirkung auf dieses Volk erfreuen konnte und bald vor einem neuen Stern erbleichen mußte, der in dem Genfer Bürger Jean Jacques Rousseau am Horizont aufging. Im Jahre 1755 starb Montesquieu; vorher weigerte er sich, zubringlichen Jesuiten gegenüber, seine Werke zu widerrufen, aber ließ sich doch die Sacramente verabreichen, ohne dies als Abfall von seinen Grundsätzen zu erklären.

Julien Offray de la Mettrie, oder gewöhnlich kurz Lamettrie, ist einer der geschmähtesten Namen der Literaturgeschichte, aber ein wenig gelesener, wenigen, die ihn an geeigneter Stelle zu schmähen für gut fanden, auch nur oberflächlich bekannter Schriftsteller. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus“ nennt ihn den „Prügeljungen des französischen Materialismus im 18. Jahrhundert“. Dies kam daher, daß Lamettrie nicht nur der konsequenteste, sondern auch der Zeit nach der erste der französischen Materialisten war. Wer nur immer den Materialismus feindlich berührte, stieß zuerst auf ihn; wer selbst sich seinen Ansichten näherte, deckte sich den Rücken gegen die schlimmsten Vorwürfe, indem er Lamettrie einen Trittgab; Jahrzehnte lang herrschte der Brauch, mit tugendhafter

Miene auf diesen schlimmen Gesellen hinzuweisen, während man sich seine Ideen allmählich aneignete; man konnte ungestraft später als eigenes Produkt verkaufen, was man von ihm gelernt hatte, weil man sich einstimmig von ihm losgesagt hatte. Erst in neuester Zeit wurde sein Andenken, namentlich von E. du Bois-Reymond und F. A. Lange rehabilitirt und von den häßlichen Flecken gereinigt, mit welchen seine Zeitgenossen dasselbe beschmutzt hatten.

Lametrie wurde geboren zu St. Malo den 25. Dezbr. 1709. Sein Vater betrieb ein Handelsgeschäft, das ihn in den Stand setzte, seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben; als dieser seine akademischen Vorstudien absolvirte, zeichnete er sich so aus, daß er sämtliche Preise erhielt. Sein Vater bestimmte ihn zuerst für den Dienst der Kirche, allein bald vertauschte er dieses Studium mit dem der Medizin. Er hatte schon eine Zeit lang in Reims praktizirt, als er sich im Jahre 1733, gelockt durch den Ruf des großen Boerhave, zu erneutem Studium nach Leyden begab. Als Militärarzt machte er einen Feldzug in Deutschland mit; während desselben wurde er von einem hitzigen Fieber befallen und er benützte diese Gelegenheit, um über den Einfluß der Blutwallungen auf das Denken an sich selbst Beobachtungen anzustellen. Er kam zu dem Resultate, daß das Denken nichts sei, als eine Folge der Organisation unseres ihm wie eine Maschine erscheinenden Körpers, und ließ seine Untersuchungen unter dem Titel „Naturgeschichte der Seele“ drucken. Sofort erhob sich auf Anregung des Regimentspredigers ein allgemeiner Schrei der Entrüstung wider ihn; seine Bücher wurden als lezerisch erkannt und er mußte 1746 zurück nach Leyden fliehen. Im Jahre 1748 erschien sein „Der Mensch eine Maschine“, welche Schrift er mit den schönen Worten einleitet: „Der Weise begnügt sich nicht mit dem Studium der Natur und der Wahrheit; er wagt es auch, letztere auszusprechen, um und der Kleinen Zahl von Menschen willen, welche denken wollen und können, ohne Rücksicht auf die große Menge der Sklaven des Vorurtheils, welche ebensowenig an sie heranzureichen vermögen, als es den Fröschen zu fliegen vergönnt ist.“ Dieses Werk zieht die letzten Konsequenzen des Materialismus und machte seinem Verfasser den Aufenthalt selbst in Holland unmöglich. Aber „der Ruf eines Philosophen und eines Unglücklichen genügte, ihm ein Asyl in Preußen zu verschaffen“*) und Friedrich ernannte ihn zu seinem Vorleser und verschaffte ihm eine Stelle an der Akademie.

Am meisten hat Lametrie seinem Andenken durch seinen Tod geschadet. Der französische Gesandte am berliner Hof, Tirconnel, den jener von einer schweren Krankheit geheilt hatte, veranstaltete ein Genesungsfest, bei welchem Lametrie eine ganze Trüffelpastete verzehrt haben soll, worauf er sofort unwohl wurde und am 11. November 1751 an einem hitzigen Fieber unter heftigem Delirium starb.

Eine wesentliche Ergänzung in den Bestrebungen jenes Zeitalters bildete der Naturforscher Leclerc Graf von Buffon, am 7. September 1707 zu Montbard in Burgund geboren. Als Vorsteher des botanischen Gartens, ergriff er mit Begeisterung den ihm durch seine amtliche Stellung nahe gelegten Plan, der

Geschichtschreiber der Natur zu werden. Durch seine, 36 Bände umfassende „Naturgeschichte“, hat er der Wissenschaft einen festen Grundplan vorgezeichnet, welchen emsige Nachfolger nur zu berichtigen und in seinen verschiedenen Gemächern und Stockwerken auszubauen hatten. Obgleich er sich äußerlich von der „Encyclopedie“, wie er die Materialisten nannte, fern hielt, so teilte er in seinem Innern doch ihre Anschauungen vollkommen. Er äußerte wenige Jahre vor seinem Tode einem Freunde gegenüber, er habe das Wort Schöpfer nur des Sprachgebrauchs wegen beibehalten, man dürfe an die Stelle desselben nur die Gewalt der Natur, die Anziehungskraft, die Bewegung setzen und man würde seine wahre Meinung erkennen. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß er auch den Kerger der Geistlichkeit erregte, und diese setzte es durch, daß er einen förmlichen Widerruf von Lehren veröffentlichte, deren vollkommene Richtigkeit heute allgemein anerkannt ist.

Buffon ahnte auch schon die Darwin'sche Descendenztheorie; in seinem Meisterwerk „Epochen der Natur“ sagt er: „Wenn plötzlich der größte Teil der vorhandenen Geschöpfe zerstört würde, so würde man neue Gattungen entstehen sehen; denn die organischen Teilchen oder Moleküles, unzerstörbar und immer tätig, würden sich unter einander verbinden und wieder geformte Körper hervorbringen.“ Dieses Buch trug nicht wenig dazu bei, die Lust und Liebe zu den Naturwissenschaften in die weitesten Kreise zu tragen. Die großen, sich Schlag auf Schlag folgenden Entdeckungen stachelten nicht nur den Geist denkender Menschen an, sondern erregten auch die Neugierde der gedankenloseren Schichten der Gesellschaft. Die Vorlesungen der Chemiker, Geologen, Botaniker, Astronomen und Physiologen waren gedrängt und übervoll. Die Hallen und Amphiteater, in denen die großen Wahrheiten der Natur erklärt wurden, konnten ihre Zuhörer nicht mehr fassen und mußten wiederholt erweitert werden. An diesen Orten verschwand die Unterordnung des Ranges vor der Unterordnung des Wissens, da gab es weder Herren noch Sklaven, weder Könige noch Untertanen, denn „die Halle der Wissenschaft ist der Tempel der Demokratie.“ Der innige Zusammenhang von wissenschaftlichem Fortschritt und sozialer Empörung erhellte am besten aus der Tatsache, daß beide aus derselben Sehnsucht nach Verbesserung entspringen, aus derselben Unzufriedenheit mit dem bisher Geleisteten, aus demselben ruhelosen, forschenden, kühnen und vorwärtstrebenden Geiste. Man hat sich daran gewöhnt, die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts als die geistigen Urheber der Revolution zu betrachten, und gewiß kann ihr Einfluß auf dieses weltgeschichtliche Ereignis nicht hoch genug angeschlagen werden; ihre Arbeit wäre aber wirkungslos im Sande verlaufen, wenn sie nicht von dem gleichzeitigen kolossalen Aufschwung der Naturwissenschaften begleitet gewesen wäre. In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden mehr neue Wahrheiten über die Außenwelt entdeckt, als in allen früheren Perioden zusammengenommen und infolge davon ging der französischen Revolution, wie jeder andern großen Revolution, eine vollständige Umwälzung in den Gewohnheiten und Vorstellungen der Menschen voraus. Buffon starb am 16. April 1788, also ein Jahr vor dem Ausbruch der Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigene Worte Friedrichs d. Gr.

Deutsche Rechtsproverbia.

Von M. Wittich.

Mit sonderlicher Vorliebe habe ich von je mich hingezogen gefühlt zu den Kundgebungen des Volksgeistes, sei es nun in Sitte und Brauch, sei es in Sprache und Dichtung. Der kürzeste Auszug volkstümlicher Weisheit ist das Sprichwort, welches namentlich bei den Deutschen eine ungeheuer reiche Entfaltung zeigt. Dieser große Reichtum wird sehr schön in's Licht

gesetzt durch eine Stelle in Fischart's Podagoanischem Trostbüchlein, wo das altklassische Wahrwort: Erkenne dich selbst! durch 30, sage dreißig deutsche Sprichwörter desselben Inhalts wiedergegeben ist.

Wie in jeder Lebenslage dem welt- und volkstündigen Mann ein Sprichwort zu rechter Zeit sich einstellt, so sind es nament-

lich auch die rechtlichen Verhältnisse, welche in der schriftlosen Zeit des ausschließlich mündlichen Rechtsverfahrens unserer Vorfahren durch zahlreiche passende mit dem Namen Rechtsprüchwörter bezeichnete kurze Sätze beleuchtet und zusammengefaßt werden. Diese Rechtsprüchwörter wuchsen aus dem Volke heraus, wie das Recht zur Zeit der Schöffengerichte, wo Männer aus dem Volke das lebendige Recht des Volkes „erteilten“, und wo auf den Dingtagen wohl die Bejahrtesten in schweren Fragen den Ausschlag gaben, indem sie ihr Erkenntnis begründeten und sagten: „Das haben die Alten auf uns gebracht und das weisen wir fortan für Recht“ (von diesem Weisen kommt der Name Weistum = fernhin maßgebendes Urteil aus beglaubigten Präcedenzfällen). Diesbezüglich heißt es in einem alten Rechtsbuche: „Wann dieselben Männer ufgefaunden, so sage inen, worauf deine Sache siehet, und wo du kannst ein Sprichwort anhängen, so tue es, denn nach Sprichwörtern pflegen die Bauern gerne zu sprechen.“

Das Rechtsprüchwort ist genau zu unterscheiden von den Regulae juris, d. i. Rechtsregeln, auch kurze Merksätze, die aber nicht im Volk, sondern innerhalb der Rechtswissenschaft entstanden sind. Andererseits ist oft genug von Sammlern solcher Wörter manches Sprichwort als Rechtsprüchwort aufgenommen worden, welches nur allgemeine Regeln der Billigkeit gibt, aber nicht eigentliche Rechtsanschauungen. Schwankend ist freilich hier die Grenze, manches Rechtsprüchwort ist ursprünglich eine Regulae juris, manches allgemeine Sprichwort mag im Rechtsverfahren zur Verwendung gekommen und dadurch eine Art Vetter des Rechtsprüchworts geworden sein.

In folgenden Zeilen wollen wir eine kleine Anzahl der Rechtsprüchwörter durchmustern, welche uns von gemeinem Interesse zu sein scheinen, ohne dabei allzu haarscharf sondern zu wollen zwischen den eben genannten drei Gattungen, welche wie gesagt eben vielfach einander berühren und in einander übergehen.

„Gedanken sind zollfrei“, rechtlich betrachtet will so viel besagen, als daß man wohl die Tat, ja den Versuch, nie aber die Absicht eines Unrechts bestrafen kann; freilich soll es in der Geschichte der Völker zuweilen verfolgungsfüchtige Leute gegeben haben, welche Gedanken und Gesinnungen zollen und zehnten oder strafen wollten. Dazu gehören auch die Richter, welche absehen von jenem anderen Satze: „Des Feindes Mund schafft selten Fromm (Nuzen)“. Tuen es die „animosen“ Zeugen nicht, so ist auch die Verurteilung auf die „Willkür“ offen, d. h. Privatautonomie oder eine Abmachung, die außerhalb des übrigen weiteren Rechtes steht, eine Art Ausnahmerecht, von dem es heißt „Willkür bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemein Recht.“

Verdächtig wie die „animosen“ Belastungszeugen sind eben auch die dem Kläger dienstlich verpflichteten Leute: „Wes Brod ich eß, des Lied ich sing!“ Schwer ist der Beklagte anzugreifen bei Sachstreiten, wenn er im Besitze des Streitgegenstandes ist: „Glücklich ist der Besitzer“, d. h. er ist in der günstigeren Rechtslage, da er nur zu entledigen hat, was der Angreifer erst anzuprechen, an sich zu bringen und dann vielleicht auch noch zu verteidigen hat. Der Dichter des Wallenstein spricht denselben Gedanken in einem Monolog aus, wenn er sagt: „Sei im Besitze und du wohnst im Recht.“

Die Gerechtigkeit soll aber jedenfalls nicht darnach richten und bloß den beatus possessor, den glücklichen Besitzer, hören, sondern beide Teile. An der mittelsten Wand im Sitzungszimmer des frankfurter Rathauses, des sog. Römers, stand in Goethe's Jugendzeit zu lesen:

„Eines Mannes Rede
Ist keines Mannes Rede,
Man soll sie billig hören beede.“

Freilich schützt diese Vorsicht auch nicht vor Entscheidungen, bei denen einem Mephistos Pessimismus einfällt, und man ihm zustimmt in jene Klage von der Erbkrankheit der Geseze, von der Vernunft die Unsin, von der Wohltat die Plage wird. Darum sagte der Römer „summum jus, summa injuria,“ d. h. „das

größte Recht ist das größte Unrecht.“ Cicero veranschaulicht diesen Satz durch ein Beispiel eines sophistischen Kriegsführenden, der einen dreißigjährigen Waffenstillstand zu halten meint, auch wenn er die Nächte Feindseligkeiten übt mit dem Vorgeben, er sei nur für die Tage gebunden.

Feststehen unwidersprechlich auch die Sätze: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren.“ „Man hängt keinen, man hätte ihn denn.“ „Besser ein magerer Vergleich, denn ein feistes Urteil,“ wenn mit dem letzten Satz die Herren Advokaten vielleicht auch nicht ganz einverstanden sein dürften.

Wenn Schiller in der Ballade: „Die Bürgschaft“ sagt:

„Ich stelle den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entriem ich, erwürgen,“

so schwebt ihm vielleicht das Wort vor: „Bürgen soll man würgen.“ Das ist in ältester Zeit zuweilen ganz ernst zu nehmen, da man auch für kapitale Verbrechen Bürgschaft leistete. Im Schwabenspiegel tritt das Bürgen ganz und gar gleich für den ein, an dessen Statt er bürgt, so daß es ihm an's Leben gehen konnte; anderwärts zahlte er nur Wehrgeld und Wette. Daß der Gerichtsstand des Ortes in der Tat der nächstkompetente ist, will das Wort besagen: „Wo sich der Esel wälzt, da muß er Haare lassen.“

Mit der sonstigen Härte alten deutschen Rechtes steht im wohlthuenden Gegensatz die milde Menschlichkeit des Rechtsprüchwortes: „Drei sind frei.“ Dadurch wird der sog. Mundraub vom Diebstahl gesondert, und zumteil klingt darin vielleicht ein alt Stück Gemeinbesitzrecht an Grund und Boden und seinen Erträgen durch. Im longobardischen Volksrecht des 7. Jahrhunderts heißt es: „Wenn jemand mehr als drei Tauben aus einem fremden Weinberg nimmt, so wird er mit 6 Schillingen gebüßt, hat er nur bis 3 genommen, so ist er nicht bußfällig.“ Ausführlicher sind die Vorschriften der Humanität und des gastfreundlichen Teilnehmenlassens ausgesprochen in einem Weistum von Trwann am Bielersee v. J. 1426: „Der Bannwart mag 3 Trauben von dem nächsten Stück Reben, wo ihn Essenslust ankommt, nehmen, aber in demselben Herbst von demselben Stück nicht mehr. Einem fernkommenden Priester soll der Bannwart auch 3 Trauben geben, einer Frau mit Kind gleichfalls, der Frau 2, dem Kinde 1; einem Ritter, was an 3 Schossen steht; kommt ein Graf geritten und begehrt Trauben vom Bannwart, so soll er ihm den Hut voll geben.“

Eine bekannte Regel bei überhängenden Zweigen von Obstbäumen und dergleichen ist die, daß das, was nach der Seite des angrenzenden Nachbarn fällt oder auch nur hängt, diesem letzteren „folgt“ d. i. angehört. Diese Eigentümlichkeit drückt das Sprichwort aus: „Der den bösen Tropfen genießt, genießt auch den guten.“ Der böse Tropfen ist der Abfluß von Traufen und dergleichen, die sich der Nachbar von Nachbarns Hause unter Umständen gefallen lassen muß. Die Geschichte von bösen und guten Tropfen hat aber noch eine andere, weit wörtlichere rechtliche Bestätigung erfahren durch Fürst Waldemar von Neumark. Dessen Lehnsmann, der Schiffer Peter Wadepful, beschwerte sich einst, daß die Magistratsherren von Lipzehen ihm bei dem üblichen Umtrunk allzeit die Reige zuschoben von den Krügen, in welchen die Biersporteln der Schössen umgingen. Obgleich nun unser Peter der jüngste Schöffe war, Tam vom Fürsten folgende Entscheidung:

„Wir, Waldemar von Gottes Gnaden Fürst der Neumark, verordnen hiermit für Alle und einen Jeden, die dieses Unser Mandat lesen werden, daß, nachdem Wir über die sich beschwerende Klage Unseres getreuen Bürgers Wadepful aus Lipzehen wider die dortigen Consule und Senatoren und das ihm zugesügte injuriöse Unrecht, wodurch er zum Austrinken der Reige gezwungen wird, befunden haben, so verordnen Wir hierdurch ebenso gnädig als ernstlich, entgegen jenen städtischen Vorgesetzten, daß von jetzt an einem jeden Lipzehneschen Einwohner, aber auch Jedermann, folglich allen, welche die Reige austrinken werden, das Recht des ersten Austrunkes aus der frisch gefüllten Bierkanne zustehen soll. Derjenige, welcher diesem Befehle nicht nachkommen wird, hat zur Strafe 100 Groschen, die Hälfte in

unsere, die andere Hälfte in die Stadtkasse zu entrichten. So gegeben in unserer Burg am dritten Osterfeiertage 1879."

Bekannt ist der Zecherbrauch des sogenannten „Schäbigmachens“, womit freilich gerade ein Rechtsnachteil verbunden ist. „Schäbig“ nennt man einen so geringen Rest, von dem man keinem weiter folgenden Trinker etwas übrig lassen kann; der Trinker des Restes muß dann wieder füllen lassen; nach anderem Brauch ist der Vorlezte der „Schäbiggemachte“ und zur Füllung Verpflichtete.

Rätselhafter klingen andere Rechtsprüchwörter und sie fordern eine rechtsgeschichtliche Erklärung. „Die Tochter frißt die Mutter“ deutet auf einen Satz des römischen Rechtes, nach welchem ein Kapital (die Mutter) so hoch verzinst werden mußte und so lange stand, bis die Zinssumme (die Tochter) dem Kapital gleichkam, und letzteres nicht weiter verzinst werden konnte.

Im Grunde hieß es im Sprüchwort: „Wucher ist von unserm Herrgott verboten“ und es ward auch Zinsnehmen nach kanonischem Recht bestraft. Der Wucherer mußte „drei Sonntage vor dem Amte (Hochamt = Messe) mit Weihwasser stehen und barfuß, mit einem Judenhut auf dem Kopfe und einem Besen in der Hand um die Kirche gehen, sich vor die Kirchentüre legen und die Leute über sich gehen lassen,“ oder falls er dies nicht wollte „dem Erzpriester 6 Pfund Heller und einen Hälbling und dem Schöffen 20 gangbare Pfennige“ zahlen.

Der gute Magen der Kirche selbst und ihre liberale Auslegung des Bibelwortes: „Sammet nicht Schätze die Motten und Rost fressen“ war von jeher berühmt, daher ist es auch im Rechtsprüchwort verewigt. „Kirchengut hat eiserne Zähne, hat Adlersklauen“ sind Worte, die deutlich genug aussprechen, wie schwer es war, Kirchenlehen zu Eigen zu machen, ja überhaupt etwas aus der Kirche Händen zu bekommen, welche dem Spruche hulbigte, daß Nehmen seliger sei, denn Geben. Wenn man die Kirche tote Hand heißt, so bezieht sich das ebenfalls nur aufs Geben, nicht aufs Nehmen. Und wie zeterte der Alexus, wenn er zwangsweise in grimmen Notlagen von Königen und Kaisern einmal zu gemeinem Nutz geschöpft wurde!

Freilich waren die Fürsten im allgemeinen rücksichtsloser gegen den gemeinen Mann, als gegen die Kirche, so daß schon Walthar von der Vogelweide klagt:

„Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Wald, Stein, Wasser und Wald
Dazu nehmen sie die Tiere, wild und zahm,
Und machten so auch gern mit der Luft allsam (also),
Die muß uns aber doch gemeinsam sein;
Könnten sie uns auch den Sonnenschein
Verbieten, nicht minder Wind und Regen:
Man muß ihnen den Zins in Gold abwägen.“

Die Luftsteuer ist übrigens jetzt bis zu einem gewissen Grade und im Prinzip erfunden und eingeführt worden in Gestalt der Mietraumabgabe. —

Wald, Wasser, Berg und zehn Jahre nicht gedüngtes Land sollten frei sein, wie auch der Wind und die Luft. In scharfem Gegensatz zu dem bekannten preussischen Holz-, Schwamm- und Beerenerleseverbot steht das alte Sprüchwort: „Holz und Unkraut (b. i. wild wachsende Pflanzen) wächst für alle Menschen.“

Im burgunder Gesetz hatte der Burgunder oder Römer, der keinen eigenen Wald besaß, das Recht, das Fallholz von nicht fruchttragenden Bäumen jedes beliebigen fremden Forstes zu nehmen.

Das ausgehende Mittelalter, in dem das Eigentumsrecht des Landesherrn an allen Wäldern anfang sich geltend zu machen, schuf das Wort: „Wenn der Busch geht dem Reiter an die

Sporen, so hat der Untertan (der Bauer) sein Recht verloren.“ Auf dem läbischen Boden konnten die Meier und Lehnsleute der Stadtgüter nur auf Feldfrüchte, nicht auf Bäume Nutzungsanspruch erheben. Daher das Wort: „Der Eichbaum für die Stadt.“ Was die Forstpflege anlangt, so hatte schon Karl der Große Kapitularien (Vorschriften) erlassen gegen Waldverwüstung und Raubbau, aber auch das Sprüchwort schärft die Verpflichtung zur gemeinnützigen Waldkultur ein: „Das Holz muß pfleglich gehalten werden.“

Auch im Fall gemeiner Gefahr wurde selbstverständlich das Einzelinteresse und Einzeleigentumsrecht dem gemeinen Besten untergeordnet. „Die auf einem Schiff zur See sind, sind gleich reich.“ Der allgemein begründende Satz ist hier: „Not hat kein Gebot“, und daraus entwickelt sich das Notrecht des Eingriffs in fremden Besitz und Eigentum. Nach diesem Notrecht darf man fremde Baulichkeit brechen, um Menschenleben zu retten, eßbare Gegenstände nehmen bei wirklicher Hungersnot u. s. w. Notstand tritt ein, wenn eine Kollision gleich starker Rechte vorliegt, wie Leben gegen Leben, Eigentum gegen Eigentum, so in dem beliebten Exempel von dem Brett beim Schiffbruch, welches nur einen von zwei Rettung suchenden Menschen fassen kann.

„Not und Dwanck bricht eide und truwe
Livesnoet bricht dat recht.“

(Not und Zwang bricht Eide und Treue
Leibesnot bricht das Recht.)

heißt es im Reineke Fuchs.

Notwehr ist die Verteidigung des eigenen Lebens auf Gefahr des Lebens des ungerechten Angreifers in Lagen, da der Staat nicht schützen kann.

Der erste wissenschaftliche Sammler und Bearbeiter der Rechtsprüchwörter, Hillebrand, läßt diesen letzten Begriff auch Anwendung finden auf Staatsumwälzungen und zieht dazu eine Stelle aus Niebuhrs Geschichte des Zeitalters der Revolutionen an, wo es heißt: „Wer den Satz, Not kennt kein Gebot, verkennt, redet dem Abscheulichsten das Wort. Wenn ein Volk mit Füßen getreten wird und aufs Blut gemißhandelt ohne Hoffnung auf Besserung, wie die Griechen unter den Türken, wo kein Weib ihrer Ehre sicher war, wo keine Spur von Recht bei den Tyrannen zu erlangen ist: da ist die höchste Not und da ist Empörung gegen die Unterdrücker so rechtmäßig wie irgend etwas. Wer da die Rechtmäßigkeit des Aufstandes verkennt, der muß ein elender Mensch sein.“

Dieser Satz, dichterisch umschrieben, lautet in Schillers Tell bekanntermaßen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveränderlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur lehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder.“

Wir hätten so eine kleine Umschau gehalten über Rechtsbewußtsein und Rechtsfajung im Volke, freilich nur eine ganz oberflächliche, wie sie ja auch nur in der Absicht unseres Aufsatzes lag. Vielleicht bei anderer Gelegenheit ein Mehreres darüber.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(39. Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen war Franz Stein bereits wieder in seiner Fabrik.

Sein Bemühen, Frieda Haßler zu finden, war noch nicht von Erfolg gekrönt gewesen.

Als er auf der Kreuzungsstation der Eisenbahn angekommen war, hatte er noch nahezu eine Stunde Aufenthalt gehabt bis zum Abgang eines Zuges, der ihn nach Buchenfels geführt hätte. Diese Zeit hatte er tumlichtig benützt. Zunächst dazu, sich

bei dem Bahnhofrestaurant und dessen Leuten, sowie bei dem Billeteur zu erkundigen, ob sie eine junge Dame wie Frieda gesehen hätten.

Der Billeteur hatte viel zu tun gehabt, da gleichzeitig Personenzüge nach drei verschiedenen Richtungen abgegangen waren und meinte, an mehrere junge Damen Billets verkauft zu haben, ohne daß er sich jedoch auf irgend eine besonders hätte erinnern können. Der Bahnhofrestaurant war noch, als Stein ankam, in fideler Kneipgesellschaft — zumeist aus höheren Bahnbeamten bestehend — und war selber so fidel, daß eine vernünftige Antwort nicht aus ihm herauszubringen war. Mit vieler Mühe gelang es Stein zu erfahren, wo der Kellner zu finden wäre, der kurz vor Abgang der fraglichen Züge in den Wartesälen I. und II. Klasse und im Damensalon bedient hatte.

Der Kellner schloß in einem Entresolkämmerchen und war schwer zu wecken, als er aber gemerkt hatte, daß ein gutes Trinkgeld zu verdienen sei, so war er rasch aus den Federn und ungemein redselig, aber er konnte auch nichts weiter angeben, als daß neben mehreren andern Damen auch eine junge und wirklich famose — wie er sich begeistert ausdrückte — ohne Begleitung im Damensalon sich aufgehalten habe, deren Beschreibung ungefähr auf Frieda passen könnte, wohin diese dann aber gefahren sei, vermochte auch er nicht zu sagen.

Dafür gab er auf die Frage, wann und wo das Zugpersonal am ehesten zu treffen sei, prompte Auskunft.

Die in der Richtung nach der Nachbarprovinz abegangenen Beamten kehrten schon mit dem Zuge nach der Kreuzungsstation zurück, mit dem Franz Stein nach Buchensfels fahren konnte, und die nach der Provinzialhauptstadt abegangenen würden zurückkehrend mit diesem Zuge auf der Kreuzungsstation, die nur etwa 50 Kilometer entfernt war, zusammentreffen.

Damit mußte sich Stein vorläufig genügen lassen. Er harrete, äußerlich in aller Ruhe, der Ankunft seines Zuges.

In seinem Innern aber war von Ruhe nichts zu finden. Die Sorge um Frieda, die heiße Sehnsucht sie wiederzufinden, nagte jetzt, da er, ohne besseres tun zu können, als zu warten, die Zeit verbringen mußte, mehr wieder und schmerzlicher an seinem Herzen, als zuvor.

Aus dem unruhigen Halbschlummer, in den er versiel, schreckte ihn auch das leiseste Geräusch wieder empor, — immer war es ihm, als müßte sie zu ihm treten, als rausche ihr Kleid, als vernähme er ihren Schritt auf dem Parquet des elegant ausgestatteten Wartesaals — und immer sah er sich bitter getäuscht.

Endlich läutete die Glocke zur Einfahrt des Zuges nach B. . .

Franz Stein sprang auf und ging von Schaffner zu Schaffner, seine Erkundigungen wiederholend, — eine junge Dame, die der sogenannten besseren Gesellschaft angehört hätte, aber ohne Begleitung gereist, hatte auch von ihnen keiner gesehen.

Daß dieses letzte Bemühen erfolglos geblieben, gereichte Franz Stein viel eher zur Beruhigung als zur Entmutigung.

Bestätigte das doch seine Hoffnung, daß die Geliebte nach B. . . zurückgekehrt und dort leicht zu finden sein werde, umso mehr, als es ihm aus vielen Gründen sehr unwahrscheinlich erschien, daß sie die dritte Richtung, die in ein von zumeist nicht deutsch sprechender Bevölkerung bewohntes Kohlenrevier führte, eingeschlagen haben möchte.

Und seine Hoffnung erwies sich als vollkommen gerechtfertigt in dem Augenblicke, welcher ihn Dreiviertelstunden später mit einem Schaffner des von B. kommenden Zuges zusammenführte. In dem Damencoupee des Sitzzuges war nur eine Dame gefahren, — diese war jung, noch sehr jung gewesen und hatte sich offenbar gegen den Schaffner sehr freigebig gezeigt, denn dieser selbst hatte ihr auf dem Bahnhofe in B., wo es bei Tag und Nacht sehr lebhaft zugegangen pflegte, eine Droschke verschafft und dabei sogar Straße und Hausnummer vernommen, wohin sie gefahren zu werden wünschte.

Franz Stein hätte den Schaffner beinahe umarmt, — ein Schauer der Freude überkam ihn, — der Mann hatte das Haus genannt, wo seine Frieda wohnte, — sie also war zurückgekehrt

— er zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß er sie binnen wenigen Stunden wiedergefunden haben würde.

Leider vermochte er nicht sofort dahin, wo er sie wußte.

Nun — so rasch als menschenmöglich die materiellen An gelegenheiten in Ordnung gebracht, dachte er sich, und ohne Zögern kehrte er nach Seifersdorf zurück.

Es war kurz vor sieben Uhr, als der Wagen, der ihn heimbrachte, in die Straße einbog, welche zu seiner Fabrik führte.

Die Straße war belebt, — zahlreiche Männergestalten in Arbeitskleidung schritten auf ihr hin.

Der Besuch bei dem Schuhmacher Schwarz hatte gefruchtet, die steinschen Arbeiter nahmen die Arbeit wieder auf.

Alle, bei denen Stein vorüberfuhr, grüßten ihn. Die meisten freundlich, fast herzlich, einige verlegen, als ob sie sich eines Zehlers oder einer Torheit bewußt wären.

Stein gab jeden Gruß in augenscheinlicher Herzlichkeit und unverhüllter Freudigkeit zurück. Es war ihm eine hohe Genugtuung, von den Arbeitern seiner Fabrik in Frieden scheiden zu können.

Der erste Gang galt seinem Bureau. Er fand auch sofort Arbeit; Briefe und Telegramme waren eingelaufen, die Beamten harreten auf seine Anordnungen und eine Deputation der Arbeiter hatte ihn zu sprechen verlangt.

„Sie sollen kommen — sogleich — hier in Ihrer Gegenwart,“ sagte er zu den Beamten, „will ich mit den Männern reden.“

Die Deputation bestand aus fünf Mann; zum Sprecher hatten sie den alten Winter erkoren.

Ein paar von den Arbeitern schienen in gedrückter Stimmung zu sein, der alte Winter schaute ruhig und selbstbewußt um sich, wie immer.

„Wir sind wiedergekommen, Herr,“ sagte er, nachdem alle fünf höflich begrüßt hatten, „und wir werden alle wieder unsre Schuldigkeit tun — alle, nicht wahr, ihr andern?“ wandte er sich an seine Begleiter.

„Jawohl, alle,“ bekräftigten diese.

„Wir würden auch nicht viel Wesen davon gemacht haben,“ fuhr der Alte fort, „wenn uns der Schwarz nicht gesagt hätte, daß Sie die Fabrik verkaufen wollten, Herr Stein.“

Franz Stein neigte zum Zeichen der Bejahung ernst den Kopf.

„Na — das sollen Sie aber nicht, Herr,“ beantwortete der Alte die Bewegung derb, beinahe barsch. „Unfertwegen gewiß nicht. Ich hab's den Leuten immer gesagt, daß Sie ein Fabrikant sind, wie wir ihn uns suchen können, und ich hätt' schon dafür gesorgt, daß der verdammte Streik garnicht erst ausgebrochen wär', wenn wir Arbeiter, die verheirateten wenigstens, überhaupt noch Lohnabzug vertragen könnten. Und der Teufel soll uns holen, Herr, wenn das noch geht. Wir können unsren Familien eben nur so notdürftig zu essen geben, wie sie's brauchen, und daß wir unsre Kinder so erziehen können, wie wir gerne möchten, davon ist schon gar keine Rede. Wir haben's ja noch besser, als tausend andre, das ist wahr, und wie wir's haben, das wissen wir, aber daß wir auch noch so weit runter sollten, das hat uns gepackt, Herr, und das können Sie uns als rechtshaffner Mann nicht verdenken. Waschlappen wären wir, wenn wir so etwas uns gefallen ließen, ohne daß wir uns mit allen Kräften wehrten. Aber jetzt sieht die Sache anders aus, seit wir wissen, daß Sie die Fabrik weggeben wollen, Herr. Ich sagte schon — das sollen Sie unfertwegen nicht — wir nehmen also — — der Alte hob die Stimme und streckte feierlich die rechte Hand aus gegen Franz Stein —, „wir nehmen den alten Lohn für die nächste Zeit nicht — alle nicht — wir arbeiten zu dem geringern, den Sie uns vor dem Streit geboten haben, Herr — solange bis Sie über den Berg weg sind, d. h. über die Schwierigkeiten, von denen Sie uns gesagt haben und von denen wir weiter nichts verstehen, an die wir aber jetzt, wir wissen eigentlich selbst nicht warum, glauben. Und wir glauben auch, daß Sie uns unsern alten guten Lohn wieder geben, sobald Sie können. — Sie werden uns nicht auch ganz

verkommen lassen, wie die Handweber in unsern Dörfern elend verkommen mit ihren Weibern und Kindern, — das glauben wir, Herr, und, wie ich gesagt habe, so wollen wir, — ist's nicht so, Ihr Männer?"

„So ist's,“ antworteten die vier andern laut und fest.

Glückliche Befriedigung hatte sich über Steins von den Aufregungen der letzten Tage sichtlich angegriffenes Gesicht gebreitet.

Er reichte dem alten Arbeiter die Hand, dieser schlug ohne Zögern ein und die beiden schüttelten sich die Rechte, wie ein paar alte liebe Freunde.

„Ich danke, Winter,“ sagte er hörbar bewegt. „Ich danke euch alle, die Ihr bei mir arbeitet. Ich kann aber euer Opfer nicht mehr annehmen, dazu ist es zu spät. Dafür aber will ich sorgen, daß euch auf wenigstens ein Jahr die alten höheren Löhne gewiß bleiben. Und was ich sonst noch für euch tun kann, wird sicherlich geschehen, — zählt auf mich als auf einen aufrichtigen und treuen Freund.“

„Auch dafür danken wir Ihnen, Herr,“ entgegnete der alte Arbeiter, — er schüttelte jedoch bedenklich den grauen Kopf dazu, — „aber geht's denn wirklich garnicht, — mit uns würden Sie's aushalten können von heute an — —“

„Wir werden unsre Schuldigkeit tun — immer,“ fügten die andern hinzu. „Gewiß, Herr.“

„Ich glaube es, wie Ihr mir glaubt — ich bin durchaus überzeugt davon, aber ich, der ich in der Kapitalistenwelt ganz allein siehe und nichts als Feinde habe, würde das Etablissement auch dann, auch mit meiner Arbeiter treuer Unterstützung

nicht auf die Dauer halten können, — das habe ich erkannt, — ich weiß jetzt, daß die kleinen und die mittleren Kapitalien in der Großproduktion einen völlig aussichtslosen Kampf führen mit den ganz großen und den Kapitalassoziationen, — ich würde auch nach der verzweifeltsten Gegenwehr zugrunde gehen und meine Arbeiter in mein Verderben hineinreißen. So opfre ich denn freiwillig den weitaus größten Teil meines ererbten Vermögens und ziehe mich aus dem ruhe- und aussichtslosen Kampfe zurück. Dabei habe ich die Genugthuung, meinen Arbeiten wenigstens einen Teil ihrer Zukunft zu sichern, und meine geistigen Kräfte frei zu bekommen zur Betätigung auf dem Gebiete der Wissenschaft, wo sie dem Moloch der schrankenlosen Konkurrenz nicht gänzlich nutzlos zum Opfer fallen können. Das ist mein Standpunkt, Ihr Leute, sagt es den andern allen, — nehmt nochmals meine Hand und laßt uns über abgetane Dinge kein Wort mehr reden.“

Stillschweigend reichte einer der Arbeiter nach dem andern ihm die Hand. Stillschweigend, gesenkten Hauptes und mit sehr ernsten Gesichtern schritten sie zur Thür. Nur der Alte drehte sich noch um, ehe er die Thür hinter sich schloß:

„Wir werden an Sie denken, Herr,“ sagte er.

Franz Stein nickte und wandte sich dann rasch ab. Es war ihm, als wollte ihm weich werden, um's Herz.

Nun öffnete er erst die Briefe und Telegramme.

(Schluß folgt.)

Untergang des Nordpolfahrers Jeannette. (Illustration siehe Seite 528 und 529.) Steinhart, dreifach mit Erz umgürtet, singt der römische Dichter Horaz, muß das Herz des Mannes gewesen sein, der zuerst das unzerbrechliche Fahrzeug dem wütenden Meere anvertraute und den ungestimten Winden Trotz bot. Noch weit zutreffender dürfte die Anwendung dieser klassischen Worte auf jene kühnen Seefahrer sein, welche sich vorgezogen haben, bis zur äußersten Region der Polarregionen vorzudringen, Gegenden, welche einen ganz anderen Charakter haben, als die anderen Erdzonen, Gegenden, die in ewigem Eise starren und gegen deren Temperatur unser strengster Winter nur ein milder Herbst ist, deren Tage und Nächte vielmehr je ein halbes Jahr lang währen. Diese Polarregionen haben von jeher auf die Einbildung der Menschen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Schwer fällt es uns, sagt Sellwald, (Zu ewigen Eis, Stuttgart, 1881.) die wir gewöhnt sind, im Winter das Bild des Todes oder zum mindesten der vollständigen Ruhe in der Natur zu erblicken, Gegenden uns vorzustellen, die ewig begraben liegen unter einem schneeigen Vahrtuche, Ströme, deren Fluten die Kälte in starre unbewegliche Massen bannt, menschliche Wesen, verurteilt, unter einem Himmel zu leben, dem monatelang die Sonne nicht leuchtet, ihren Hunger mit dem Fleische der Wale, ihren Durst mit dem Leichnam zu stillen, welcher aus den Kiefernleibern jener gewaltigen Tiere gewonnen wird. Und dennoch besitzen auch diese öden Himmelsstriche ihre eigenen Reize, welche gewissermaßen die Schrecken aufwiegen, womit dort die Natur den Menschen umgibt. Behandelt sie auch stiermütterlich genug die Bewohner der arktischen Zone, so ist doch nichts bemerkenswerter, als die Mannigfaltigkeit der Phänomene, welche eben nur dort zum Vorschein kommen. Charakteristisch sind die seltsamen Lichteffekte der Polarwelt; das so großartige Schauspiel des Nordlichts tritt dort auf in Begleitung von Ringen oder Bösen, Nebensonnen und Nebenmonden, während sich dabei, nach den Versicherungen zahlreicher Beobachter, ein Geräusch vernehmen lassen soll, wie das von knisternden Blättern. In den Höhlen, die in der Masse des angehäuften Eises sich bilden, widerhallt der Schall mit außerordentlichem Klange und gewaltiger Kraft. Die Planeten am nächtlichen Himmelszeltel scheinen mit dem Glanze der Fixsterne zu funkeln. Die Wirkungen der Strahlung und Zurückprallung gestalten endlich sehr eigentümlich den Anschein der Dinge, so daß abwechselnd die niedrigsten Gegenstände oft gleich gigantischen Bergen sich aufzurichten oder gähnende Abgründe ihre bodenlose Tiefe auszufüllen scheinen.

Wer war der erste Polarsahrer? wer der erste, welcher in die Geheimnisse der nördlichen Welt eindrang? Diese Unwissenheit verschleierte den südlichen Kulturvölkern des Altertums die nördlichen Gebiete unseres Erdteils. Geben die Alten doch dem Zuge der Alpengebirge eine garnicht bestehende Fortsetzung nach Nordosten in den fabelhaften Rhipäischen Bergen (Rhipaei montes), welche für sie das Ende der bekannten Welt bezeichneten. Darüber hinaus nach Norden wußte

man bloß durch Hörensagen von der Existenz großer, dem nördlichen Ozean zufließender Flüsse. Dort haften wohl auch die Hyperboräer der Sage, von denen man glaubte, daß sie über dem brausenden Boreas (Nordwind) wohnen, damit der kalte Nordwind sie nicht treffe. Die erste namhafte Erweiterung gegen Norden hin erfuhr der geographische Gesichtskreis des Altertums im Nordwesten Europas mit dem Bekanntwerden der britischen Inseln. Das alte seefahrende Volk der Phönizier, dessen Blütenperiode etwa ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung anzusetzen ist, soll freilich schon in unvordenklichen Epochen auf dem Seeweg nicht bloß nach den britischen Inseln, sondern auch noch weiter nach dem europäischen Norden, selbst nach Skandinavien gelangt sein, was indes mit Grund bestritten wird. Der erste, welcher eine wahrhaftige Polarexpedition unternahm, war Pytheas, ein griechischer Gelehrter aus Marseille, (Massilia bei den Alten, Pflanzstadt der jonischen Seestadt Phocäa in Kleinasien, berühmt als Handelsstadt und Sitz griechischer Bildung). Ihm verdanken wir die frühesten Nachrichten, welche sich auf ein nördliches Land beziehen. Pytheas, der auf der Höhe der astronomischen Bildung seiner Zeit stand und der erste war, der daran dachte, die Astronomie auf die Erdkunde anzuwenden, hatte sein ganzes wissenschaftliches Denken und Trachten auf die Erforschung des Pols gerichtet und sein fester Mannesmut wagte sich endlich an die Reise. Ob er seine Expedition auf eigene Kosten unternahm, ob er sich der Unterstützung der reichen Kaufmannschaft seiner Heimat oder des Staates erfreute, wissen wir nicht. Gewiß ist nur, daß Pytheas die Oberleitung des Unternehmens, — das aus jener reinen, unverfälschten Leidenschaft für Wissenschaft und Wahrheit entsprang, die allen großen Forschern und Entdeckern eigen ist, — in Händen hatte und Richtung und Ausdehnung der Fahrt nach seinem Belieben bestimmte. Er unternahm seine Reise ca. 325 v. Ch. Er fuhr durch die Säulen des Herkules, wie man im Altertum die Meerenge von Gibraltar nannte, in den Atlantischen Ozean hinaus, an der West- und Nordküste Spaniens und an der Westküste Frankreichs hinauf, an der vielgegliederten Küste der irischen See hin, überschritt den 54. Parallelgrad, welcher dieses Meer dicht im Süden der Insel Man durchschneidet und erreichte die Nordspitze Albions. Er strebte noch weiter, fuhr an den Orcaden oder Orkneyinseln hin, deren Zahl er annähernd richtig auf dreißig angibt und gelangte endlich bis zu den Schetlandinseln. Von da kehrte er um. Kein Grieche und kein Römer nach ihm ist je wieder so hoch in den Norden vorgedrungen. — Indem wir uns vorbehalten, auf die bedeutendsten Nordpolfahrten im Mittelalter und in der Neuzeit bei einer anderen Gelegenheit eingehend zurückzukommen, wenden wir uns zur jüngsten, ebenso merkwürdigen als ergebnisreichen Nordpolexpedition des Gelehrten Niks Adolf Erik Nordenfjöld (geb. 1832 in Helsingfors). Er unternahm bereits 1864 und wiederholt 1868 die Insel Spitzbergen. Seit der Zeit ist er die Seele aller schwedischen Unternehmungen zur Erschließung der arktischen Gegenden. Nachdem er zwei Nordpolfahrten glücklich zu Ende geführt hatte, sollte eine dritte Entdeckungs-

fahrt im Jahre 1878 unternommen werden. Nordenskjöld hatte schon im Jahre zuvor in einer ausführlichen Denkschrift den Zweck seiner beabsichtigten Fahrt längs der nord-sibirischen Küste und die Bedeutung der nordöstlichen Durchfahrt für den Welthandel im allgemeinen und für die skandinavischen Reiche im besonderen ausführlich dargelegt und so wurde eine neue Expedition größtenteils auf Kosten der schwedischen Regierung und des Königs von Schweden selbst, dann aber auch des Herrn Oskar Dickson in Göttingen und des Russen Herrn Sibiriatow ausgerüstet. Zweck dieser Entdeckungsfahrt war: von Nowaja-Semlja nach Osten vorzudringen, womöglich einen Durchgang längs der sibirischen Küste aufzufinden und schließlich durch die Behringstraße und den Suezkanal nach Hause zurückzuführen, auf diese Weise ganz Asien und Europa umsegelnd. Als einziges für diese Forschungsreise in Aussicht genommenes Fahrzeug wurde das Walfischfänger-Dampfbote „Bega“ für die Zwecke der Expedition angekauft. Dasselbe, ein sehr starkes, aus Eichenholz gebautes und auswendig noch mit einer 10 cm dicken Schicht von westindischem Holz gepanzertes Schiff, hat 500 Tonnen Gehalt und eine Maschine von 60 Pferdekraft. Die „Bega“ nahm neben dem erforderlichen Kohlenquantum, um etwa 15 000 km zurückzulegen, Mundvorräte auf 2 Jahre an Bord. Darunter spielten namentlich die konservierten Präparate eine große Rolle. Das Hauptschiff führte noch einen ganz kleinen schwachen Dampfer mit sich, um längs der sibirischen Küste, wo das Wasser an vielen Stellen sehr leicht vermutet ward, als Sondierungsboot zu dienen. Am 4. Juli 1878 segelte die „Bega“ von Göttingen ab. Am 1. August passierte sie die Jugorische Straße und kam am 6. wohlbehalten im Dicksonhafen an der Jenisseimündung an. Am 14. August erreichte die Expedition die Laimyrinsel, welche aber keineswegs bloß eine einzelne Insel ist, sondern aus einem ganzen Archipel von Inseln und Inselchen — letztere aus lauter nackten Granitblöcken bestehend — zusammengesetzt ist. 4 Tage lang hielt sich die „Bega“ in dieser Inselregion auf und nahm verschiedene Untersuchungen vor. Am 19. erreichte sie Cap Tscheljuskin, das erste Hauptziel der Expedition, die nördlichste Spitze der alten Welt. Diese war bisher nur im Jahre 1742 von Lieutenant Tscheljuskin über Land mit Schlitten erreicht worden, aber seit drei Jahrhunderten sind alle Versuche gescheitert, zu Wasser dahin zu gelangen, bis die schwedische Expedition das Problem löste. Am 20. August wurde die Reise wieder fortgesetzt und der Weg von Osten aus südwärts genommen, in der Hoffnung, auf weitere neue sibirische Inseln zu stoßen. Als bald aber stellte sich Treibeis ein und am Morgen des 23. zeigte es sich als unmöglich, in dieser Richtung weiter vorzudringen. Es wurde nun versucht, nordwärts zu segeln und im Nordosten einen Ausweg aus diesen Eisfeldern zu finden. Vierundzwanzig Stunden später befand sich die „Bega“ wieder in offener See. Am 27. lief sie im Lenadelta ein und schon am 28. konnte sie, begünstigt von gutem Wind und klarem Wetter, die Reise nach Osten fortsetzen. Aber in den letzten Tagen des Dezember 1878 empfing das schwedische Ministerium des Neuheren Nachricht, wonach „die kürzlich vom arktischen Ozean nach San Franzisko zurückgekehrten Walfischfänger berichten, ein vom Eise eingeschlossenes Schiff beim Ostkap gesehen zu haben, welches, wie sie sämtlich annahmen, ein größeres zur schwedischen Polar-expedition gehörendes Fahrzeug war.“ Sogleich ließ Sibiriatow einen Dampfer von 350 Tonnen in Malmö bauen, um damit schon im August 1879 durch den Suezkanal nach der Behringstraße zu gehen und nach Nordenskjöld zu forschen. Mittlerweile erfuhr man, daß es in der Tat die „Bega“ sei, welche in geringer Entfernung vom Festland und noch westlich vom Ostkap vom Eise eingeschlossen liege. Das Ostkap ist die nordöstliche Spitze Asiens, welche mit dem gegenüberliegenden Cap Prinz Wales des amerikanischen Kontinents die schmale Behringstraße begrenzt. Es wurde nun von Sibirien aus eine Expedition organisiert, um die „Bega“ auf dem Eiswege mit Rentieren oder Hunden zu erreichen, auch sollte ein russisches Kriegsschiff von der Station im Stillen Ozean ihr baldmöglichst durch die Behringstraße zu Hilfe kommen und Gordon Bennett, der Besitzer des „Newyork Herald“, welcher im Begriff stand, seine in San Franzisko bereit liegende Yacht „Jeannette“ (so benannt nach dem Namen der Schwester Bennets) zu einer Polarfahrt abgehen zu lassen, erteilte ihr den Auftrag, in der Behringstraße und nach Passierung derselben keine Anstrengungen zu scheuen, um sichere Mitteilungen über Nordenskjöld zu erlangen und ihm eventuell wirksam Unterstützung zu gewähren.

(Schluß folgt.)

Literarische Umschau.

München in der Westentasche. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Sommer 1882. München, Druck und Verlag von Georg

Inhalt: Verflungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Forti.) — Die pariser Salons und die Encyclopädisten. Von C. Fehleisen. (Forti.) — Deutsche Rechtsprüche. Von W. Wittich. — Im Kampf wider alle. Roman von Ferdinand Stiller. (Forti.) — Der Jeannette-Expedition auf dem Eise. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau: München in der Westentasche — Das visuelle Schächten der Israeliten im Lichte der Wissenschaft. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Redaktions-Korrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. S. W. Diez in Stuttgart.

Pollner. Ruffinibazar 14. (Preis 25 Pfg.) — Die Verlagsbuchhandlung hat mit diesem Miniaturführer wirklich das Menschenmögliche geleistet. Nicht nur, was man für 25 Pfg., sondern was man von einem nicht ganz ausführlichen und dann notgedrungen ziemlich kostspieligen Führer durch eine große Stadt und deren Umgebung überhaupt erwarten kann, leistet das zu alledem noch solid und geschmackvoll ausgestattete Büchlein. xz.

Das visuelle Schächten der Israeliten im Lichte der Wissenschaft. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlich-literarischen Verein zu Kaiserslautern von C. Bauerwerker, Bezirksarzt in Kaiserslautern. Verlag von August Gotthold's Buchhandlung ebenda. Diese etwa drei Bogen starke Broschüre behandelt die vielumstrittene Schächtfrage in klarer Weise und so interessant, daß auch derjenige, welcher von jüdischem Ritus nichts weiß und ähnlichen Fragen keine Bedeutung beimessen gewohnt ist, gewiß nicht bedauern wird, sie gelesen zu haben. Für gebildete Juden, die sich nicht blindlings religiösen Vorurteilen gefangen geben mögen, scheint es uns sogar Pflicht zu sein, sich damit bekannt zu machen, und für alle, welche der Geschichte menschlicher Torheit ihr Studium zugewendet haben oder wenigstens einige Aufmerksamkeit schenken, wird das wissenschaftlich und doch im guten Sinn des Wortes populär gehaltene Buch eine willkommene Lektüre sein. xz.

Allgemeinwissenschaftliche Auskunft.

Jüterbog. P. K. Dietrich von dem Werder (nicht Dietrich von Werder) ist einer der vorzüglichsten deutschen Dichter während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Geb. 17. Januar 1587 zu Werderhausen bei Köthen, als Page des Landgrafen von Hessen verhältnismäßig gut erzogen, später dessen Geheimrat, Aufseher einer Erziehungsanstalt in Marburg und Gesandter. Dann auf seinem Gute lebend, nach der Schlacht bei Leipzig von Gustav Adolf zum Regimentskommandeur ernannt, von 1635 an hauptsächlich den Wissenschaften lebend. Gestorben am 18. Dezember 1657. Anerkennung hat er sich erworben durch seine Uebersetzungen von Tassos „Befreitem Jerusalem“ und Ariosts „Rajendem Roland“.

Greifswalde. B. S. Die Art, wie Sie künstliches Elfenbein herzustellen suchten, konnte allerdings zu keinem günstigen Resultate führen. Ueberhaupt ist es uneres Wissens bis jetzt nie recht gelungen, künstliches Elfenbein von tadellos reiner Farbe herzustellen. In neuester Zeit will jedoch der Erfinder des Celluloid, J. S. Hezatt, eine befriedigende Fabrikationsweise entdeckt haben. Derselbe stellt aus 8 Z. Schellack und 32 Z. Ammoniakflüssigkeit von 0,995 spezifischem Gewicht durch mehrstündiges Schütteln in rotirendem Cylinder bei einer möglichst gleichmäßig erhaltenen Temperatur von 37,5° Celsius eine syrupflüssige Lösung her, in die etwa 40 Z. Zinkoxyd eingeführt werden. Die Mischung wird in einer Farbmühle zermahlen, dann auf Glasplatten völlig ausgetrocknet, noch einmal und zwar zu möglichst feiner Masse gemalen und dann in die Formen, wie sie die betreffenden Waaren zeigen sollen, gebracht. In den Formen kann ein Druck von 160 Kilo auf den Centimeter und eine Hitze von 125—137,5° Celsius zur Anwendung kommen.

Redaktions-Korrespondenz.

Braunschweig. M. St. Ihr Gedicht „Das Gleichgewicht“ zeigt bedeutenden Formenreichtum und Gewandtheit des Ausdrucks. Der Gedanke ist jedoch weder glänzend noch tritt er klar in die poetische Erscheinung.

Ottensen. W. Sch. Von den neuesten eingesandten Gedichten ist das „Erkenntnis“ am besten und wird demnächst abgedruckt.

Darmstadt. Prof. Dr. B. Für Ihre freundliche Zusage besten Dank. Berlin. Junger Anfänger L. Ihr Roman ist zum Teil recht interessant und besonders ganz ungeheuer „spannend.“ Einzelne Partien im Anfang und der ganze Schluss sind dagegen ganz außerordentlich schwach. Das ist um so fataler, als der prächtige Teil nichts mehr und nichts weniger als ein höchst ungenügender Adhäsionsbeitrag „Iren von St. James“ von Galen ist. Hören Sie nicht so fort, wie Sie angefangen haben, junger Anfänger.

Brath bei Weplar. Bergarbeiter K. D. Mein Antwortschreiben auf Ihren Brief ist nach verschiedenen Irrfahrten als unentbehrlich zurückgekommen, weil in Ihrem Orte mehrere Bergleute Ihres Namens wohnen und nicht angegeben sei, welcher der verschiedenen Bergarbeiter K. D. gemeint sei. Geben Sie also Ihre Adresse ganz genau an.